



*Altoperschwäbisches Bauernhaus in Schweinhausen um 1930 mit Aborthäuschen.*

*Von Judith Seifert M. A. und Petra Noll M. A., Kürnbach*

## Von Abort bis Zuber – Hygiene auf dem Lande

Die Entwicklung der Körperhygiene: „Wasser ist zum Waschen da?“

Im Jahr 2001 widmete das Oberschwäbische Museumsdorf Kreisfreilichtmuseum Kürnbach seine Jahresausstellung einem pikanten Thema: der Hygiene auf dem Lande. Der Begriff leitet sich von der griechischen Göttin der Gesundheit Hygieia, Tochter des Asklepios, ab. Dass Sauberkeit und Hygiene im Laufe der Zeit einem deutlichen Wandel unterlagen, zeigt der Gang durch die Jahrhunderte. Unter Hygiene verstand man sehr unterschiedliche, ja sogar widersprüchliche Arten der Sauberkeit. Heute bedeutet Hygiene jedoch porentiefe Reinheit und klinische Sauberkeit.

Wie sah es mit der Hygiene im Römischen Reich aus? Der römische Bürger ging ins Waschhaus (lavatrina) oder auch in die Therme. Die Hygiene war bei den Römern wie schon bei den Griechen im öffentlichen und privaten Leben von großer Bedeutung und zählten zu einem Bestandteil der Medizin. Die Maßnahmen der Ärzte betrafen beispielsweise die tägliche Körperpflege, körperliche Belastung und Entspannung.

Nach dem Untergang des Imperiums waren die meisten römischen Waschwäuser zerstört worden; doch die mittelalterliche Bevölkerung übernahm die ausgeprägte Körperpflege der Römer. Es entstanden erste Badehäuser, in denen man zwischen zwei Arten von Bädern wählen konnte: dem Schwitz- oder dem Zuberbad. Die für jedermann zugänglichen Badehäuser waren Badern zu Lehen gegeben, deren Tätigkeit außer der Aufsichtspflicht sehr vielfältig war: Betreuung der Gäste, Körperpflege, Haare schneiden und rasieren, zur Ader lassen und Zähne ziehen. Wegen der Feuergefahr befanden sich die Badehäuser meistens am Rande einer Gemeinde oder sogar außerhalb. Dass z. B. auch in einem Dorf wie in Baltringen eine solche „*offen badstube*“ stand, belegt die Verleihungsurkunde von 1470. Die meisten Badehäuser galten jedoch vornehmlich als Orte des Amüsemments, des guten Essens und Trinkens und dienten erst in zweiter Linie der Körperreinigung. Das noch nicht so stark ausgeprägte Schamempfinden ließ eine ungezwungene Badekultur entstehen, und oft waren die Häuser auch Aufenthaltsorte von Prostituierten. Diese Zustände



Entlausung. Aus dem „Ortus sanitatis“ der  
Offizin von Jakob Meydenbach, Mainz 1491.

boten der Kirche Angriffsfläche, und sie vertrat die Ansicht, jegliches Baden sei gotteslästerlich.

Mit Beginn des 16. Jahrhunderts ging die Badelust und -leidenschaft allmählich zurück, ohne in irgendeiner Form ersetzt zu werden. Mehrere Ursachen spielten eine Rolle: Zum einen die Syphilis, die kurz nach der Entdeckung Amerikas eingeschleppt wurde und sich seuchenartig verbreitete. Das Zusammenkommen vieler Menschen auf engem Raum begünstigte die Verbreitung dieser Geschlechtskrankheit. Zum anderen änderte sich als Folge von Reformation und Katholischer Reform die Einstellung bei Teilen des Bürgertums; man wandte sich von der weltlichen Sinneslust ab und propagierte züchtiges Leben. Das Konzil von Trient (1545–1563) verhängte gar ein kirchliches Badeverbot. Auch die immer wiederkehrenden Pestjahre setzten der Badekultur ein Ende. Man verzichtete auf alles, was den Körper für die pestbringenden Schwaden anfällig machte, unter anderem auf das bedrohliche Wasser. Die Ärzte gingen davon aus, dass Flüssigkeiten durch Druck- und Hitze einwirkung die Poren öffnen. Da man so das Wasser als bedrohliches, in die Haut eindringendes und das Gleichgewicht des Körpers störendes Element ansah, änderten sich die Bade- und Waschgewohnheiten vor allem in der Oberschicht. Am Hof zog man nun die „Trockenreinigung“ mit Puder, Parfüm und Pomade vor. Der Barockmensch gebrauchte für die tägliche

Wäsche eine kleine Waschschüssel und etwas Wasser in Krügen. Meistens benetzte er nur sein Gesicht und die Hände. Etwas beliebter als das Waschen mit Wasser war das Reinigen mit Alkohol, das allerdings häufig zu Hautreizungen führte, und teilweise erfolgte die Reinigung nur durch das Abreiben des Körpers mit sauberen, trockenen Tüchern. Mit Seife wusch man sich in erster Linie die Hände. Ersetzt wurde das reinigende Wasser auch durch häufiges Wechseln der Leibwäsche. Folge dieser Art von Körperpflege war Ungeziefer, am häufigsten Flöhe und Läuse. Die Dreckschicht, die sich auf den ungewaschenen Leibern bildete, wurde eher für eine Schutzschicht gehalten. Die Haarpflege ersetzten die allgemein getragenen Perücken.

Für die ländliche Bevölkerung, die sich Kosmetika nicht leisten konnte, war Wasser wahrscheinlich weiterhin als Reinigungselement üblich. Doch wie die Hygienepraktiken der ländlichen Bevölkerung vor 1800 explizit aussahen, kann nicht genau gesagt werden, da die Quellenlage zu dürftig ist, um daraus allgemeingültige Schlüsse zu ziehen. Aussagen über die hygienischen Zustände in dieser Zeit sind nur vereinzelt möglich.

Mit der Aufklärungsbewegung im 18. Jahrhundert entwickelte sich ein neues Gesundheits- und Sauberkeitsverständnis. In dieser Zeit taucht der Begriff „Hygiene“ vereinzelt in medizinischen Schriften auf. Die Ärzte gingen nicht mehr davon aus, dass Krankheit und Tod als göttliche Fügung und unabänderliches

Älteste Ansicht des Jordanbades bei Biberach  
in der Bauernkriegschronik des Weißenauer  
Abtes Jakob Murer (nach 1525).





Alte Badewannen und kohlebefeuerter Badeofen.

Schicksal anzusehen seien, sondern unterschieden nun zwischen natürlichen und selbstverschuldeten Krankheiten. Diese Argumentation war für die Entwicklung der Hygiene sehr bedeutsam. Die Gesundheit spielte jetzt eine wichtige Rolle, und Gedanken zur Körperpflege fielen daher auf fruchtbaren Boden.

Im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wurden Hygiene und Gesundheitspflege dann zu wichtigen und öffentlichen Anliegen. Staatlicherseits suchte man neue Wege der Seuchenbekämpfung und eine grundlegende Verbesserung der Lebensverhältnisse aller Bevölkerungsschichten, wobei sich dies bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem auf öffentliche Einrichtungen wie Krankenhäuser, Bahnhöfe sowie Schulen bezog und Lüftungs- und Lichtverhältnisse betraf. So wurde bei der Medizinalvisitation in Riedlingen 1818 festgestellt, dass die städtischen Schulzimmer „nur von einer Seite Licht“ haben „und auch der erforderliche Durchzug zur Reinigung der Luft nicht hinlänglich hergestellt werden [kann]“. Erst Jahre später kam auch der Privatbereich dazu: Lebens- und Wohnverhältnisse und die Möglichkeiten der Körperpflege. Ein Grundmaß an Sauberkeit galt nun als Voraussetzung für Gesundheit. Nahrung, Wohnung, einwandfreie Trinkwasserversorgung, Kanalisation, Abfallbeseitigung, Gesundheitserziehung, Leichenschau und Körperhygiene waren die Schwerpunkte.

Auf dem Dorf dauerte es aber noch lange Zeit, bis sich die Hygienemaßnahmen durchsetzten, denn die räumlichen und zeitlichen Voraussetzungen fehlten. Zwar hatte die Körperpflege im Tagesablauf einen festen Zeitpunkt, aber es handelte sich eher um eine „Katzenwäsche“. Man verrichtete sie mangels eines Badezimmers in der Stube oder in der Küche, da diese Räume heizbar waren. In eine Schüssel goss man

Wasser, reinigte Gesicht, Hals und Ohren und kämmte sich danach noch die Haare. In der Regel rasierten sich die Männer nur am Sonntagmorgen vor dem Kirchgang. Abends wurden, wenn nötig, die Füße gewaschen. Dass es von der Landbevölkerung noch lange heißt „sie badet nicht“, wird nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass die Körperreinigung eine aufwändige arbeitsintensive Angelegenheit war, die den Alltagsrhythmus durchbrach. Nach einem 14-, 16- oder 18-Stunden-Tag im Sommer hatte man kaum noch Zeit für die Körperpflege. Zudem war Wasser knapp und kostbar, vor Einführung einer zentralen Wasserversorgung nur mühsam zu beschaffen und musste noch auf dem mit Holz befeuerten Herd erwärmt werden. Allerdings war bei Ereignissen wie Kirchweih, Hochzeiten, hohen Feiertagen und anderen Festen das Bedürfnis nach körperlicher Reinigung groß.

Dass bis ins 20. Jahrhundert hinein Erwachsene eher selten, alte Leute fast nie badeten, zeigt, dass auf dem Land zu dieser Zeit durchaus noch frühneuzeitliche Normen galten.

Seit dem „Wirtschaftswunder“ sind in Deutschland allgemeine hygienische Standards, die modernen Normen genügen, wie zum Beispiel separates Badezimmer, Waschmaschinen etc. für jeden verfügbar. Allerdings dauerte dies teilweise bis in die 1980er-Jahre, bis in den Bauernhäusern Wasserklosetts und Badezimmer eingerichtet wurden. Moderne Bauernhäuser haben heute sogar ein kleines zusätzliches Bad, eine sogenannte „Schmutzschleuse“ zwischen Stall- und Wohnbereich.

In der Ausstellung wurde die Körperhygiene exemplarisch an verschiedenen Objekten der Körperpflege und an Badewannen gezeigt. Bis in die 1930er-Jahre war eine Badewanne für das normale Volk nicht

erschwinglich. Erst ab dieser Zeit gab es die geschweißte und feuerverzinkte „Volksbadewanne“, die man auch als Sitzbadewanne erwerben konnte. Sie wurde zum Inbegriff der neuen Volkshygiene für jedermann. Man konnte sie leicht verstauen, z. B. in eine Ecke stellen oder auf dem Dachboden lagern. So erzählt Frau Oehlcke, in den 1940/50er-Jahren in Biberach aufgewachsen: „Mein Großvater holte einmal im Monat die Badewanne von der Bühne.“ Diese wurde dann meist in der Küche aufgestellt. Ein Schrankbad aus dem Museumsbestand, das sich der ehemalige Besitzer in den 1960/70er-Jahren kaufte, da in seinem Haus kein Platz für ein Bad vorhanden war, stellt eine Besonderheit dar. Verschiedene Artikel, wie Seifen, Körperpuder, Zahnpulver, Rasierapparate, manuelle und elektrische Haarschneidemaschinen, Lockenscheren sowie Parfüm „4711“ demonstrierten die Körperpflege Ende des 19. und des 20. Jahrhunderts. Allerdings waren die hygienischen Maßnahmen wie Körperpflege, Putzen und Wäsche waschen ohne Wasserversorgung nicht möglich.

*Die Ummendorfer Pfarrkirche mit Dorfbrunnen. Murer'sche Bauernkriegschronik.*



### **Die Wasserversorgung: „Und jetzt gang i ans Brünnele ...“**

In Oberschwaben dienten zunächst die zahlreichen Bäche und Flüsse als natürliche Wasserversorgung: am Bach wurde gewaschen, das Wasser geholt, die Tiere getränkt. Manchmal staute man die Bäche auch zu Weihern auf. Mit zunehmender Bevölkerung reichte diese Wasserversorgung nicht mehr aus und die einzelnen Höfe mussten sich selbst darum kümmern. Doch nur wenige Höfe besaßen eine eigene Quelle, so dass gegrabene Brunnen als Grundlage der Wasserversorgung dienten, sei es direkt im Hof oder in der Nähe oder als zentraler Punkt der öffentliche Dorfbrunnen. Die einfachste Art der Wasserversorgung war das Sammeln von Regenwasser, das vom Dach über die Regenrinne in einen gezimmerten oder manchmal unterirdisch gelegenen gemauerten Behälter (Zisterne) geleitet wurde. Von dort schöpfte man dann das Wasser mit einem Kübel oder einer Pumpe.

Das Wasserholen war noch bis vor wenigen Jahrzehnten eine alltägliche und mühevoll Arbeit, die meist den Frauen oder Kindern überlassen wurde.

Für die Anfertigung von Wasserleitungen, Trögen und Brunnen Säulen diente bis ins 20. Jahrhundert hinein Holz als gebräuchlichster Werkstoff. Wurde der Brunnen von einer Quelle durch hölzerne Wasserleitungen, den sogenannten Deicheln, versorgt, so saugten sie sich, wenn sie an Misthaufen und Abtritten mit ihren Gruben vorbeiführten, mit Gülle u. ä. voll. So stellten die Deicheln, von denen zwei rechtwinklig miteinander verbundene in der Ausstellung zu sehen waren, die Hauptursache der Wasserreinigung dar. Das Abwasser in Haus und Hof wurde im Übrigen einfach nach draußen geschüttet, wo es im Boden versickerte.

Doch seit Ende des 19. Jahrhunderts lösten eiserne Brunnen- und Pumpsysteme für gegrabene Brunnen die Holzkonstruktionen ab. Die ersten hölzernen Handpumpen, die den Kraftaufwand beim Wasser schöpfen verringerten, verbreiteten sich auf den Bauernhöfen bereits um 1800. Mit dem Einbau einer Pumpe erfolgte auch die Abdeckung des Brunnen schachtes, die zumindest in dieser Hinsicht für eine bessere Wasserqualität sorgte. Doch half das nicht viel, wenn die Brunnen schächte – was alte Fotografien belegen – nahe am Misthaufen bzw. der Güllegrube lagen, in die zudem noch der Abtritt („Klohäusle“) oder die Abortgrube mündete. So drangen Ab-



wässer und Güllebestandteile in das Grundwasser, das den Brunnen versorgte. Mit Aufkommen der eisernen Rohrleitungen wurde das Wasser zwar direkt von der Brunnenpumpe in Küche und Stall gelegt; Küchen- und Haushaltsabwässer flossen dann aber wieder über eine offene Rohrleitung direkt in die Abortgrube – was natürlich geruchsmäßig und auch gesundheitlich nicht von Vorteil war. Dieses Abwassersystem war jedoch um 1900 noch in vielen Dörfern die Regel.

Die Wasserversorgung für höher gelegene Verbraucher erfolgte mittels einer nur durch Wasserdruck arbeitenden selbsttätigen Pumpe: dem sogenannten Widder, wovon einer ausgestellt war. Seit den 1870er-Jahren wurde der hydraulische Widder stark propagiert; allerdings benötigt er eine stark fließende und ergiebige Quelle, da 85 % des Wassers wieder als Treibwasser abfließen. Sie kamen um 1900 zunehmend auf und waren eine enorme Erleichterung. Heute sind Widder sehr selten, größere sind aber noch vereinzelt in Betrieb (z. B. in Achstetten).

Mit ein Grund für die Verbesserung der Wasserversorgung waren die Cholera-Epidemien Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts. Endlich wurde die mangelnde Wasserhygiene als Ursache für Seuchen und Krankheiten erkannt; verwendete man das Wasser doch bis dahin oft ungefiltert und nicht abgekocht. Seit Ende des 19. Jahrhunderts wurden in Städten Kanalisationen und zentrale Wasserversorgungsanlagen gebaut – bis 1877 durften auch in Städten häusliche Abwässer ungeklärt in Flüsse oder Stadtbäche geleitet werden! Doch auf dem Lande dauerte es noch einige Zeit. Mettenberg entschloss sich erst 1913 gemeinsam mit dem benachbarten Bergerhausen, eine gemeinsame Wasserleitung und zentrale Wasserversorgung legen zu lassen, obwohl in Bergerhausen die Situation bis dahin noch krasser war: dort mussten viele Haushalte das Wasser noch vom Gemeindebrunnen in Eimern oder Schubkarren holen! Fritz König, 1906 in Bergerhausen geboren, beschreibt dies folgendermaßen: *„Mir han's Wasser immer vom G'moindsbrunna g'hollt. Do hot ma a Gelta – deescht a Holzfass mit zwei Henkel – uff da Karra g'stellt und hot dees Wasser da Berg naufzoga ... Ma hot dees Wasser braucht fier en Stall vool Vieh, fier d'Saua, fier d'Wäsch' und fier da Haushalt. So oft wia's notwendig gwea isch am Dag, isch ma ganga ... I war froh, wo dees Wasserholla wegg'falla isch. Zu uns isch steil naufganga und i war erschöpft, wemm'r oba in dr Käsgass a'komma sent.“* (Aus: K. Jonski, „Lebensbil-

der 2 – Gelebtes und Erlebtes aus dem vergangenen Jahrhundert“, Biberacher Verlagsdruckerei 2000, S. 32 f.)

Solche zentralen Gemeindeversorgungsanlagen waren bis in die 1970er-Jahre in Betrieb. Erst ab da schloss man die Gemeinden flächendeckend an große Zentralwasserversorgungen an, da dort die hygienischen Voraussetzungen und Qualitätskontrollen besser gewährleistet werden konnten.

Fließendes Wasser aus der Wasserleitung und anderes erleichtern das Wäschewaschen heute ungemain. Wie das Verhältnis der Menschen zur Kleidung und zum Kleiderwaschen noch vor 50 Jahren aussah, verdeutlichte eine in der Ausstellung mit Alltagskleidung ausgestattete Puppe. Sie sollte darauf hinweisen, dass selbst Arbeitskleidung geschützt wurde. Die Frauen trugen Schürzen und zum Schutz der Haare Kopftücher. Wenn man bedenkt, wie umständlich das Haare- und Wäschewaschen ohne leicht verfügbares und warmes Wasser war, ist es nachvollziehbar, dass man sich und die Kleidung schützte.

#### **„... und sehet den fleißigen Waschfrauen zu!“ Die große Wäsche**

Das Wäschewaschen wurde in einer „Waschküche“ mit allem was dazu gehörte – Zuber, Waschbrett, großer Waschkessel, Holztisch zum Bürsten der Wäsche, Wäschestampfer und anderen Objekten – inszeniert. Sie alle verdeutlichen die mühevollen Arbeit des Waschens für die Frau am traditionellen Waschtage.

Wie oft gewaschen werden musste, hing von der vorhandenen Wäschemenge ab. Reiche Bürger- und Bauernhaushalte konnten es sich leisten, nur alle vier Wochen zu waschen, während ärmere öfter waschen mussten. Auf dem Lande fand meist am Montag die „große Wäsche“ statt, während in Arbeiterfamilien oft das Wochenende dazu genutzt wurde. Lange Zeit wurde die Wäsche möglichst im Fluss oder am Bach gewaschen, wofür besondere Stege und flache Stellen genutzt wurden. Die Frauen tauschten bei diesem geselligen Zusammenkommen an den Waschstellen auch Neuigkeiten und Dorftratsch aus. Michel Buck (1832–1888) beschreibt dies in seinen „Erinnerungen“: *„... meine Mutter (hielt) mit ihren Mägden an der Schwarzachbrücke ... Wäsche. Die Weiberleute standen im fließenden Wasser, vom Brückengeländer herab unterhielt sich mit ihnen der ... Dorfmauser.“*



Waschküche zu Urgroßmutter's Zeit.

Aber auch im oder am Haus bzw. Hof selbst wurde der Waschkessel eingehitzt, wobei das Wasser zuerst mühsam herangeschafft werden musste. Dorfordnungen verboten das Waschen zu Hause jedoch wegen der Feuersgefahr; schließlich wurde Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend der Bau von Gemeindevaschküchen bzw. -häusern befohlen. Zunehmend wurden dann im 19. Jahrhundert bei den Höfen eigene Backhäuser errichtet, die zugleich auch als Waschküchen genutzt wurden.

Am Abend vor dem Waschtage wurde die Wäsche sortiert und eingeweicht. Dem Einweichwasser – oft Regenwasser – fügte man Soda und Seife zu. Stark verschmutzte Wäschestücke wurden eingeseift und vorgewaschen.

Am Waschtage selber kochte man aus Wasser, Seifenschnitzeln und Soda im Waschkessel die Waschlauge. Die inzwischen aus dem Einweichwasser genommene und ausgewundene Wäsche schichtete man in den Wäschezuber und überbrühte sie mit heißer Lauge. Zunächst kam die weiße Wäsche dran. Lange Zeit wurde Wäsche mit hartnäckigen Flecken, wie z. B. fettiger Schweiß und Staub an Leib- und Bettwäsche, zusätzlich in einer scharfen Buchensche-Lauge gekocht.

Anschließend wurde sie tüchtig gestampft, gebürstet oder auf dem Waschbrett gerumpelt. Waren noch Flecken in der Wäsche, wiederholte man das Rumpeln noch einmal. Zum Schluss wurde die Wäsche dreimal gespült, wobei man hierbei soweit möglich fließendes Gewässer nutzte.

Zusätzliche Waschvorgänge waren das Bläuen, Bleichen und Stärken. Beim Bläuen wurde dem letzten Spülwasser der Weißwäsche ein blaues Farbpulver zur optischen Aufhellung beigegeben. Zum Bleichen breitete man das weiße Leinen an einem sonnigen Tag

auf einer Wiese aus. Regelmäßiges Begießen und die Sonnenstrahlen blichen hartnäckige Flecken aus. Für das Stärken fanden Spätzleswasser und Kartoffelmehl Verwendung.

Zur Fleckenentfernung in Großmutter's Zeit wusch man dunkle Woll Sachen nicht mit Seife, sondern mit Spätzleswasser. Taft, Samt, Plüsch und Handschuhleder wurden mit Benzin vorsichtig geputzt. Schwarze Spitzen reinigte man mit Kaffeesatz, und Rostflecken behandelte man mit Kleesalz, das es in der Apotheke gab.

1878 brachte die Firma Henkel ihr „Henkel's Bleich-Soda“ heraus, das die scharfe Aschenlauge und Kristallsoda als Bleichmittel ersetzte. Der Wäsche bereits beim Waschen hinzugegeben, wirkte es rasch und seifensparend. Außerdem fiel das wetterabhängige Bleichen der weißen Wäsche im Freien von nun an weg. Eines der später hergestellten Bleichmittel – Henko, Henkel's Wasch- und Bleichsoda – war in einer Vitrine zu sehen. Daneben reichten sich verschiedene Waschmittel auf: Persil (**Perborat** und **Silikat**), das Henkel 1907 als selbsttätiges Waschmittel auf den Markt brachte, Dr. Thompson's Schwan-Pulver und andere. Da die Produktion von Waschmitteln in Kriegszeiten jedoch stark eingeschränkt wurde, konnten sie sich erst nach 1945 richtig durchsetzen.

Die erste Waschmaschine wurde 1750 erfunden. Sie bestand aus einem Holzbottich, der mit heißer Lauge gefüllt wurde. In dem Bottich befand sich ein Rührwerk, mit dem die Wäsche bewegt wurde. Dieses Gerät entlastete von der Arbeit mit Bürste, Waschbrett und Wäschestampfer.

Eine der ältesten im Museum vorhandenen Waschmaschinen, eine Holzbottichwaschmaschine mit elektrisch angetriebenem Rührwerk der Firma Cordes, um 1920/30 hergestellt, zeigte den ersten



*Blick in die Ausstellung: Alte Waschmaschinen, Schleudern und Leibwäsche.*

Schritt zur Mechanisierung des Wäschewaschens. Dies soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auf dem Land Waschmaschinen erst nach dem Zweiten Weltkrieg langsam aufkamen. Aus den 1950er-Jahren waren eine elektrische Durchflutungswaschmaschine „Flutena“ und eine elektrische Kugeltrommelwaschmaschine, Typ „Domina“ Baujahr 1956, der Firma Zanker, Tübingen, zu sehen.

Die mühsame Arbeit des Wäschewringens nahm die Wäschemangel bei all den Sachen ab, die keine Knöpfe hatten. Mittels zweier Walzen wurde aus der Wäsche Stück für Stück das Wasser herausgequetscht. Ähnlich funktionierte die Wäschepresse. In ihr ließen sich mehrere Wäschestücke gleichzeitig auspressen.

Vorläufer der elektrischen Schleudern, die durch schnelle Drehbewegungen das Wasser aus der Wäsche entfernen – ausgestellt war eine Zanker Baujahr 1954 – waren handbetriebene Zentrifugal-Schleudern. Von Hand ließen sich 40 bis 50 % des Wassers aus der Wäsche bringen; elektrische Schleudern schaffen etwa 80 %.

Die gewaschene Wäsche musste anschließend noch getrocknet werden; so sah der Besucher auf alten Wäscheleinen aufgehängte Kleidungsstücke. Dabei wurde kurz auf die Geschichte der Unterwäsche eingegangen.

Jahrhundertlang war das Unterhemd ein knielanges Hemd aus Leinen mit angesetzten Ärmeln. Die ärmere Bevölkerung trug es gleichzeitig auch als Oberhemd, das die Männer in die Hose steckten und bei Frauen unter dem Rock verschwand, somit also die Unterhose ersetzte. Dass man wenig Unterkleidung hatte, zeigt die Tatsache, dass viele Leute im Bett

ohne Hemd schliefen. Zudem wollte man die Hemden schonen, denn das Weiß wurde durch das häufige Waschen schnell grau.

Am Hemd konnte man auch erkennen, ob es ein Werktag, ein mittlerer oder ein hoher Feiertag war. An gewöhnlichen Werktagen trugen die Frauen gräuliche Leinenhemden, dagegen an Feiertagen solche, die an Ärmeln und am Ausschnitt, wo sie zum Mieder herausausschauten, aus weiß gebleichtem Leinen waren. Ebenso trugen die Männer an Arbeitstagen leinene und an Festtagen weiß gebleichte Hemden.

Ende des 19. Jahrhunderts änderte sich die Form der Hemden. Die Ärmel fielen weg und übrig blieben breite Träger, die ab 1915 schmaler wurden. Nach dem Ersten Weltkrieg gab es schon engere und kürzere Hemden, vermehrt auch aus Baumwolle, zu kaufen. Man fing an, die Hemden jetzt als reinen Kälteschutz zu tragen, nun auch unter einer Bluse oder einem Herrenoberhemd.

Frauen trugen keine Unterhosen; auch bei Männern war dieses Kleidungsstück nicht üblich. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden den Soldaten von staatlicher Seite Unterhosen vorgeschrieben. Mediziner riefen dazu auf, als Vorbeugung gegen die Cholera wärmende Unterhosen zu tragen. Auch kleinen Mädchen zog man nun Unterhosen an. Langsam setzte sich das Tragen der Unterhosen durch. Allerdings sah die Unterhose für die Frau Anfang des 20. Jahrhunderts noch anders aus: Sie war im Schritt offen und wurde in der Taille durch eine Schnur zusammengehalten. Ab den 1920er-Jahren wurde die Unterhose schenkelkurz und nach und nach zu dem heutigen eng anliegenden Slip aus Strickware, Baumwolle, Kunstfaser oder Seide. Aber

bis in die 1960er-Jahre trugen Frauen im Winter, bevor die Strumpfhose erfunden wurde, Unterhosen mit langem Bein, die sogenannten „Liebestöter“.

Männer trugen im Sommer Unterhosen aus Leinen und im Winter aus Wolle. Erst nach dem Ersten Weltkrieg kamen leichtere knielange Unterhosen aus Trikotstoff auf.

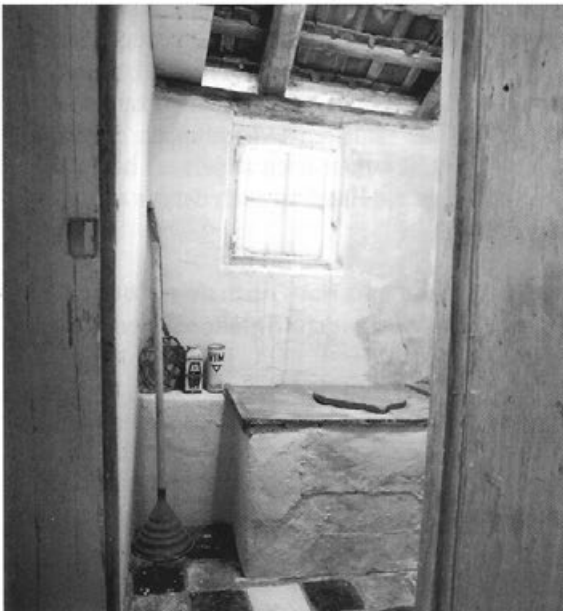
Das Tragen von Unterwäsche verbesserte die hygienischen Verhältnisse, da sie leichter und öfter als schwere Oberbekleidung gewaschen werden konnte. Ein weiterer hygienischer Fortschritt war der Einbau von Wasserklosetts in Wohnhäusern.

### „Hinda naus ... war dr Abort, en Donnerbalka mit Gruab.“ Zur Geschichte der Toilette

Heute ist eine Toilette mit Wasserspülung etwas ganz Alltägliches, und wenn sie den heute üblichen Vorstellungen entspricht, hygienisch und diskret. Diese Einrichtung kann aber gerade mal auf eine etwa 120-jährige Geschichte zurückblicken.

Abort, Abtritt, Privet, Toilette, Klo – viele Namen bezeichnen den Ort, wo man sich „erleichtern“ kann; manche sind bereits aus unserem Sprachgebrauch verschwunden. Schon Völker aus der Antike kannten von einer Wasserrinne gespülte Sitzklosetts (z. B. die Minoer auf Kreta um 1500 v. Chr.). Im Mittelalter

Früher üblich: das Plumpsklo.



ging man dann einfach wieder im Freien ins Gebüsch, hinter die Scheune, in eine Häuserecke, auf den Misthaufen oder in den Stall – die Schamgrenze lag damals ziemlich niedrig.

„Die Entleerungsvorgänge des menschlichen Körpers wurden im Mittelalter mit einer Unbefangenheit betrachtet, die uns heute kaum verständlich ist. Zwar gab es in oder bei den Häusern ... durchaus schon ‚geheime Gemächer‘. Aber ohne Hemmungen benutzte man auch nahezu jeden Ort, an dem man sich gerade befand, zu einer Entleerung vor den Augen anderer, wenn man ein Bedürfnis dazu verspürte, z. B. Straßen, Höfe, Mauerecken, ja Treppen und Zimmerecken in Schlössern ...“ (aus: Anmerkungen zu Botes Eulenspiegel-Historien durch S. H. Sichter, Frankfurt 1978, S. 314).

Vor allem im Winter konnte es durchaus vorkommen, dass einfach die Fensteröffnung zur Darmentleerung verwendet wurde. Bekannt ist auch der sogenannte „Donnerbalken“: eine auf zwei in den Boden gerammten Pfählen befestigte Querstange an einer Grube diente als Sitzgelegenheit zur Verrichtung des menschlichen Bedürfnisses.

Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein sah man auf dem Lande die „Aborthäuschen“: Bretterhäuschen mit einem unten offenen, oben mit einem Loch versehenen Holzkasten, dem Plumpsklo, die meist am Rand des Misthaufens oder über der Jauchegrube aufgestellt waren. Separate Abortgruben mussten von Hand mit Schapfen ausgeschöpft werden. Im städtischen Bereich baute man Abort-Erker oder sogenannte Wandschacht-Abtritte (nur eine Nische in der Außenwand) an die Häuser an. Solch eine Toilette kann man im Museum im Schul- und Rathaus sehen. Die Exkreme gelangten, später durch eine Rohrleitung, direkt in den Stadtgraben bzw. Stadtbach oder die hauseigene Senkgrube. Diese war jedoch meist nur ausgeholt, so dass Flüssigkeit im Boden versickerte und so zu Trinkwasserverseuchungen führen konnte, da die Brunnen meist in der Nähe lagen.

Da der Abort eben meist weiter weg von der Wohnung bzw. Schlafstube war, verwendete man nachts den Nachtopf. Der Inhalt wurde dann morgens in die Grube geleert; in den Städten schüttete man ihn einfach aus dem Fenster in den Graben oder auf die Straße, wobei Vorbeigehende durch Rufe gewarnt wurden. Durch Verordnungen in den Städten versuchte man, diese Unart zu unterbinden. Bis zum allgemeinen Gebrauch des Wasserklosetts und dessen





Einst unentbehrlich: der Nachttopf...

flächendeckendem Einbau war der Gebrauch des Nachttopfes, aber auch des Nachtstuhles üblich. Je nach Status der Besitzer gab es auch hierbei mehr oder weniger verzierte und bemalte Exemplare, auch in Serienherstellung. In der Ausstellung war ein besonders schöner von Villeroy & Boch zu bestaunen. Im 19. Jahrhundert waren Nachttöpfe beliebt, die auf der Innenseite beschriftet waren: „Wenn du wüßtest, was ich sehe ...“, „Bescheiden steh' ich unter'm Bett, bewahre dich vor großem G'frett.“

Heute nimmt man Potschamberle (von franz. pot de chambre = Zimmertopf) vorwiegend noch für kleine Kinder, damit diese lernen, selbst aufs „Töpfle“ zu gehen. In der Kranken- und Altenpflege kennt man noch die unentbehrliche sog. Bettpfanne.

Wesentlich unauffälliger als ein Nachttopf unter dem Bett waren Schränkchen neben dem Bett, die wie Nachtkästchen aussahen, tatsächlich aber zu einem Nachtstuhl mit integriertem Nachttopf aufgeklappt werden konnten. Zwei dieser „Nachtkästchen“ konnte der erstaunte Besucher in der Schlafstube im Unteren Bauhof bewundern. Genauso raffiniert waren die eigentlichen Nachtstühle, die im Treppenflur standen: Ein herrlicher „Korbsessel“, ein gemütlicher „Polstersessel“ und ein gepolsterter „Stuhl“; sie alle enthielten beim Aufklappen der Sitzfläche einen Nachttopf.

Obwohl das Wasserklosett bereits 1589 in England erfunden, dort im 18. Jahrhundert weiterentwickelt und bald auch in Frankreich bekannt wurde, kam es erst ab 1875 zu einer „Wasserklosett-Welle“, jedoch zunächst nur in noblen Häusern. Gesteigertes Hygie-

nebewusstsein und höheres Schamempfinden, das auch die eigenen Gerüche zunehmend als Belästigung ansah, führten schließlich überall zur Einrichtung von Spülklosetts. Erleichtert wurde dies mit dem Bau von Kanalisationsanlagen. Zunehmend wurden die Abortanlagen in den privaten Wohnbereich gebaut und nicht mehr abseits im Flur o. ä. – sie wurden „verhäuslicht“. Auf dem Lande dauerte es länger; dort herrschten manchmal bis in die 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts noch üble Zustände. Tiefdruckwetter erkannte man an den besonders intensiven Gerüchen, die den Abort- und Güllegruben entströmten, auch wenn die Löcher der Plumpsklos oft mit Deckeln verschlossen waren. Natürlich fühlte sich auch manches Ungeziefer dort wohl, so dass gelegentlich auch mal Würmer über die Brille hochgekrochen kamen.

Obwohl die sanitären Einrichtungen der Häuser bis vor rund 50 Jahren noch anders als heute aussahen, versuchte die Hausfrau auch damals alles sauber zu halten.

**Hygiene in und ums Haus nach dem Motto:  
„Ist das Haus auch noch so klein, sauber muss es dennoch sein!“**

Hausputz – früher reine Frauenarbeit – bedeutete zunächst einmal Arbeit, die sich allen zur unmittelbaren Existenzsicherung notwendigen anderen Arbeiten auf einem Bauernhof einzufügen und gegebenenfalls unterzuordnen hatte. Zu Zeiten der Feldarbeit verzichtete man zwangsläufig auf hygienische Maßnahmen.

Dieses Putzen kann nicht mit der heutigen Wohnungsreinigung verglichen werden, waren doch die räumlichen Gegebenheiten anders: Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts und auf dem Land oft noch bis ins 20. Jahrhundert bestand der Boden in der Küche aus gestampftem Lehm oder aus Ziegel- bzw. Kieselsteinen, und die Hausfrau kochte am offenen Feuer. So setzte sich an Wänden und Möbeln Ruß fest, und mit dem zum Feuern gebrauchten Holz trug man Ungeziefer ins Haus. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts kam der mit Eisenplatten und Ringen versehene randlose Herd auf. Das Verschwinden des offenen Feuers ließ die Küche nun sauberer, heller und freundlicher erscheinen.

Neben der Küche war die Wohnstube meist der einzig beheizbare Raum im Haus. An der Wärmequelle, dem Kachelofen, wärmten sich nicht nur die Hausbewohner, sondern man hängte die saubere Wäsche beim entsprechenden Wetter zum Trocknen auf, was im Kürnbachhaus inszeniert war. Zum selben Zweck wurde jedoch auch die verschwitzte Wäsche an den Ofen gehängt. Schlechte Luft war die Folge und gelüftet wurde eher selten. Dies bemängelte der Amts- und Landschaftsphysikus zu Ochsenhausen Josef Schirt in seiner 1805 verfassten „*Medizinischen Topographie des Fürstentums Ochsenhausen*“: „*Kaum ein Sonnenstrahl [dringt] durch diese kleinen Öffnungen, und die Luft, die eindringen kann, ist nicht hinlänglich, eine solche mit üblen Dünsten angefüllte Stube zu reinigen, besonders, da der Bauer selten im Som-*

*... und der Nachtstuhl.*



*mer, und im Winter garnicht, sein Fensterchen öffnet, um seine Wohnung auszulüften und frische Luft einzulassen*“. Zudem ließ mancher Bauer kleine Küken und anderes Federvieh in einem Hennengatter, einem vergitterten Hennenstall in der Stube oder Küche, überwintern. Eine Vielzahl von Gerüchen breitete sich aus; auch der Stall und der vor dem Haus liegende Misthaufen waren starke Geruchsquellen. Abfälle gab es nicht sehr viel, da Kartoffelschalen, Lebensmittelreste u. ä. an das Vieh verfüttert wurden; den Rest schüttete man auf den Misthaufen. Das zog alles mögliche Getier ans Haus.

Ende des 19. Jahrhunderts rückte die Wohnung dann verstärkt ins Bewusstsein der Hygieniker, und neue Forschungserkenntnisse veränderten das Reinigungs- und Reinlichkeitsverhalten der Haushalte. Das bekannte Desinfektionsmittel „Sagrotan“ kam 1889 auf den Markt. Die Entwicklung mechanischer und elektrischer Putzhilfen trug ebenso dazu bei, das über Jahrhunderte eingetübte Reinigungsverhalten zu ändern. Die Technisierung im Haushalt setzte schon in den 1920er-Jahren ein; aber erst in den 50er-Jahren wurde es durch den wirtschaftlichen Aufschwung für den Normalverdiener möglich, elektrische Geräte zu erwerben. Außerdem verwendete man Strom erst Ende der 50er-Jahre zunehmend für elektrische Geräte wie Kühlschränke, Waschmaschinen und Staubsauger, vorher fast nur für Licht. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts wurde also oft noch ohne Staubsauger und elektrischen Bohrer gearbeitet. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts waren Staubsauger vom Prinzip her bekannt. Die ersten Staubsauger waren jedoch schwere und monströse Geräte. In den 1920er- und 30er-Jahren kamen dann handlichere Staubsauger auf den Markt. Die Ausstellung zeigte drei Sauger aus den 1930er-Jahren mit heute unvorstellbaren 170 bis 250 Watt, wobei von einem genau bekannt ist, dass er 1929 gekauft wurde und bis 1948 in Benutzung war.

Allerdings konnte die Mehrzahl der Frauen von diesen neuen elektrischen Haushaltsgeräten, die ihre Arbeit vereinfachen sollten, nur träumen. Durch Werbung wurden ihnen aber die Vorteile aufgezeigt: Staubsauger sind zeitsparend und hygienisch, weil sie den Schmutz nicht im Raum hin- und herschieben wie Besen, sondern aufsaugen und damit vernichten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg konnten es sich immer mehr Hausfrauen leisten, einen Staubsauger zu erwerben. So war der „Kobold“, ein Gerät der Firma „Vorwerk“, sehr beliebt. Frau Schindele, 1936 gebo-



Vom Kehrbesen zum Staubsauger und elektrischen Böhner.

ren, erzählt: „Einen Staubsauger habe ich erst Mitte der 1960er-Jahre gekauft, meine Mutter hatte schon vorher einen und zwar einen Kobold.“

Wenn nicht gerade Erntezeit war, putzte man jeden Samstag, am Nachmittag vor Feier- und Festtagen oder – wenn notwendig und Zeit vorhanden – auch mitten in der Woche. Auf Kirchweih, Ostern, Pfingsten und Weihnachten wurde das ganze Haus gründlich gesäubert, und meistens kehrte die Hausfrau nach dem Geschirrspülen die Küche aus. Aber die Gebote der Sauberkeit unserer Zeit konnten die Dorfbewohner nicht einhalten, da sie dafür zu wenig Zeit hatten.

Gezeigt in der Ausstellung wurden Teppichklopfer, Kehrmaschinen, schwere Blocker zum Holzboden-Polieren sowie Putzeimer mit alten Lappen. Dabei wird deutlich, dass man ein Kleidungsstück, wenn man es überhaupt nicht mehr ausbessern konnte, noch als Putzlappen benutzte.

Die verwendeten Putzmittel, in einer Vitrine ausgestellt, waren zunächst Kernseife und nach dem Ersten Weltkrieg Ata und Imi, welche die Hausfrauen sehr vielfältig einsetzten. Die Fenster putzte man mit Fensterleder und ins Wasser gegebenem Salmiakgeist oder Spiritus.

Auch Hofraum, Stall und Straße wurden jeden Samstag gesäubert.

### „Kehr' vor deiner eigenen Haustür!“

„Schaffa, schaffa, Häusle baue“, ist der Charakterzug, welcher den Schwaben zugeschrieben wird. Aber auch Eigenschaften wie Geiz, Putzwut, Ordnungsliebe und Kehrwoche werden ihnen nachgesagt. Dies scheint sich zu bestätigen, denn samstags ist in Württemberg Großsäuberungsaktion angesagt: das Unkraut im Gärtle wird gejätet, die Straßen und Gehwege werden tipptopp gefegt.

Woher kommt dieser Fleiß, der Ordnungssinn und die Sauberkeit? Was genau hat diese Mentalität hervorgebracht?

Klaus Koziol kommt zu folgender Erkenntnis: Im 16. Jahrhundert wurden die Altwürttemberger evangelisch und der Protestantismus bestimmte bis nach dem Zweiten Weltkrieg ihr Leben. Seitdem mussten sich die Bewohner des Herzogtums Württemberg mit einer Verordnungsfülle anfreunden, in welcher das tägliche Leben bis in die letzte Kleinigkeit geregelt war. Dem Staat blieb nichts verborgen. Dies führte zu einer minutiösen Alltagsreglementierung. Mit der Festsetzung des Pietismus im 17. und 18. Jahrhundert wurde die Situation noch gravierender, denn die Pietisten verstanden es, die Elemente ihres Glaubens auch für Nichtpietisten zur Orientierung werden zu lassen. Durch Verordnungen, Gesetze und Vorschriften wurde das soziale Leben überwacht. Die Kirche übernahm die Kontrollfunktion. Aber auch die Bürger sollten sich gegenseitig beobachten und anzeigen. Delikte, wie beispielsweise Faulenzen, wurden geahndet. Wer seine Landwirtschaft schlecht betrieb und sein Haus „verludern“ ließ, wurde laut Generalreskript von 1871 enteignet. Der Anzeigende bekam als Belohnung ein Drittel des eingezogenen Besitzes. Aufgrund dieser harten Bestrafung traute sich niemand mehr, seinen Hof zu vernachlässigen. Die Menschen schafften fleißig oder sie taten so, als ob sie arbeiteten.

Ende des 19. Jahrhunderts zeichneten sich auch in der Küche hygienische Verbesserungen ab.

### Email – Segen für die Hausfrau

In der ehemaligen Küche des Unteren Bauhofes war ein auch für die Hygiene revolutionäres Material zu sehen: Emaillierte Gegenstände für Haushalt und

Körperpflege, wie eine Waschschüssel mit Seifenhalter, verschiedene Schüsseln und anderes. Email stammt von dem lateinischen Wort „smaltum“ (Schmelz). Bis ins 17. Jahrhundert benutzte man den Begriff „Schmelz“. Erst ab dieser Zeit wurde das Wort vom französischen (émailler = schmelzen) in den deutschen Sprachgebrauch übernommen. Es handelt sich dabei um eine auf Metall aufgeschmolzene Glasschicht. Als Träger für Email stehen Edelmetalle wie Gold und Silber, vor allem aber Gusseisen und Stahlblech zur Verfügung.

Für die Hausfrau brachte das emaillierte Geschirr Ende des 19. Jahrhunderts eine große Erleichterung. Zuvor musste sie mit schweren gusseisernen oder Keramik-Töpfen am rußgeschwärzten Herd hantieren, nun standen ihr die um vieles leichteren Emailgerätschaften zur Verfügung. Weitere Vorzüge waren Oberflächenhärte, Hitzebeständigkeit und Säurefestigkeit, die eine Geschmacksneutralität gewährleistete. Auch aus gesundheitlichen Gründen war Emailgeschirr vorzuziehen, denn billige Töpferware und Messing gaben Giftstoffe ans Essen ab. Zudem konnte Email viel leichter gereinigt werden und war somit wesentlich hygienischer als anderes Geschirr. Nun standen in der Küche helle und bunt verzierte Haushaltsgegenstände.

Auf äußerste Hygiene musste die Hausfrau bei der Vorratshaltung achten, ansonsten verdarben ihr die aufbewahrten Lebensmittel ziemlich schnell.

### Vorratshaltung

Auf die Methoden der Vorratshaltung verwies eine Texttafel im Keller des Hauses Christ.

Bis vor 50 Jahren war Vorratshaltung eine lebensnotwendige Sache. Wenn man darauf verzichtete, bedeutete dies Hunger und Not. Für den Winter oder allgemein für schlechte Zeiten wurden Keller und Speisekammer mit Fleisch, Hülsenfrüchten, Eiern, Obst und Gemüse gefüllt. Durch die Konservierung werden die Lebensmittel vor schädlichen Organismen wie Schimmelpilze oder Fäulnisbakterien geschützt, denn u. a. kann man durch Wasserentzug erreichen, dass das Konservierte nicht schimmelt oder fault. Die Hausfrau hatte mehrere Methoden der Konservierung: Einsäuern und Einlegen in Essig, Trocknen, Einsalzen (Pökeln), Süßen und Räuchern.

Zum Schutz vor Ungeziefer wie Mäusen, Ratten, Fliegen, Maden wurden die Lebensmittel in fest ver-

schließbaren Gefäßen oder in Schränken mit Fliegengitter, wovon einer in der Wohnstube des Unteren Bauhofs steht, aufbewahrt. Speziell vor Mäusen sicherte man Fleisch, indem man es frei hängend aufbewahrte.

Fleisch war schlecht frisch zu halten; deshalb wurde in der kalten Jahreszeit, meist zwischen Michaeli (29. September) und Weihnachten, geschlachtet. Einen Teil des Fleisches räucherte man und hängte es anschließend luftig und fliegengeschützt im Keller auf. Weitere Methoden für die Konservierung von Fleisch war das Trocknen oder Pökeln. Ansonsten hielt die Landbevölkerung lebenden Fleischvorrat: Hühner, Enten und Hasen. Fettreserven wie Schweinefett, Gänseschmalz und Butterschmalz lagerte die Bauersfrau in großen Mengen in sogenannten Schmalztöpfen.

Hühner legen nicht regelmäßig über das ganze Jahr. Im Frühjahr und Sommer gibt es die meisten Eier. Davon versuchte man einen Eiervorrat anzulegen. Mehrere Verfahren wurden angewandt: Zum einen unter Luftabschluss in reiner Holzäsche, zum anderen in Getreide aufgeschichtet. Eine weitere

*Erste Haushalts-Staubsauger.*





Möglichkeit war das Einlegen in Kalkwasser oder im „Wasserglas“.

Gemüse wurde in Essig eingelegt oder getrocknet. Kraut hobelte man und lagerte es mit Salz vermischt fest eingestampft in Fässern. Durch Gärung entstand das Sauerkraut. Äpfel, Birnen, Quitten und Kartoffeln wurden durch kühle und dunkle Lagerung über den Winter gebracht, und Rüben grub man in die Erde ein.

Kirschen, Himbeeren, Brombeeren, Zwetschgen verkochte die Hausfrau mit viel Zucker zu Marmelade oder Gelee. Aufgrund des gesteigerten Zuckerrübenanbaus konnte sich auch der einfache Bürger im Laufe des 19. Jahrhunderts Zucker leisten. Weitere Haltbarkeit erreichte man durch Trocknen des Obstes, das sogenannte Dörrobst.

Es war bekannt, dass Rohes schneller verdirbt als Gekochtes, und dass Luftabschluss das Obst länger vor dem Verderben schützt. Aus der Kombination von Erhitzen unter Luftabschluss wurde eine brauchbare Konservierungsmethode entwickelt: das „Einwecken“ in Einmachgläser. Das Prinzip gab es schon länger. Den größten Vermarktungserfolg hatte aber die Firma Weck & Co., die 1900 gegründet wurde. Für das auch heute noch angewandte „Weckverfahren“ benötigte die Hausfrau Gläser mit Dichtungsringen aus Gummi, Klammern und einen Kochapparat. Durch den Kochvorgang dehnt sich der Inhalt der Gläser aus; die Luft kühlt ab und entweicht. Dadurch entsteht ein Vakuum; das Eingemachte wird sterilisiert, presst den Deckel an und schließt somit den Inhalt vor äußeren Einflüssen ab.

Bei all den geschilderten Konservierungsarten musste die Hausfrau auf Sauberkeit achten; sonst verschimmelten oder verdarben die Lebensmittel in den Vorratsgefäßen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg begann die heutige Methode zur Lebensmittelkonservierung: die Kühlschranks- und Gefriertruhen-Ära. Allerdings konnte sich in den 1950er- und 60er-Jahren kaum ein Haushalt eine Gefriertruhe leisten. Deshalb wurden in einzelnen Gemeinden wie in Winterstettenstadt, Walpertshofen und Mietingen Gemeinschaftsgefrieranlagen gebaut (siehe OEW-Ausstellung im Bendelshof). Dort mieteten sich Familien ein Gefrierfach. Obwohl heute viele Benutzer der Mietinger Anlage auch zu Hause eine Gefriertruhe haben, nutzen sie die Kühlanlage trotzdem noch.

Durch die neue Konservierungsmethode und die umfangreiche Lebensmittelversorgung findet heute

die Vorratshaltung in der Form, wie sie unsere Großmütter betrieben haben, eher selten statt.

Nachdem viele Bereiche der Hygiene historisch beleuchtet wurden, endete die Ausstellung mit der Frage: Wo stehen wir heute und wohin entwickelt sich die Hygiene. Werden sich beispielsweise aufgrund neuer medizinischer Erkenntnisse Veränderungen ergeben?

### Hygiene heute und die Zukunft

Heute müssen wir uns nicht mehr mit der Sauberkeit als Grundbedingung hygienischer und damit gesunder Lebensverhältnisse auseinandersetzen, sondern können uns auf oberflächliche, optische Dinge konzentrieren: glänzt die Badewanne, sind die Gläser streifenfrei gespült?

Nahezu jede Wohnung ist heutzutage mit einem Badezimmer ausgestattet, wo sich unterschiedlichste Artikel zur Körperpflege befinden. Waschmaschine, Staubsauger, Putzmittel verschiedenster Art, Desinfektionsmittel sind zu unverzichtbaren Helfern im Haushalt geworden. Dabei hat man schon seit Jahren mit der Belastung der Umwelt durch Chemikalien in Wasch- und Putzmitteln zu kämpfen – „biologisch abbaubar“ sind die Schlagworte, die die Vermeidung dieses Problems verdeutlichen sollen.

Hygiene ist ein vielschichtiges Phänomen. Zu viel Sauberkeit ist auch nicht „gesund“. Wie Kinderärzte feststellten, benötigt das Immunsystem Infektionen und Kontakt zu Dreck, um sich optimal entwickeln zu können. Übertriebene Hygienemaßnahmen fördern spätere Allergiebereitschaft. Tägliches Duschen und ein Übermaß an Körperreinigung können auch zu Hautproblemen (Reizungen, Austrocknung) führen.

Und wie wird Hygiene in ferner Zukunft aussehen? Wird Seife und Wasser immer noch die große Rolle spielen? Dies kann sich schnell ändern, sobald Trinkwasser zu wertvoll für Körperpflege, Wäsche waschen und Toilettenspülung wird!

### Bildnachweis

S. 60 Kreisfreilichtmuseum Kürnbach.

S. 61, 63 Kreisarchiv Biberach.

Alle Fotos von Josef Ege, Bad Schussenried.